

Kenneth Anders

Dass wir auf uns achten

Thesen und Texte über die öffentliche Kultur

Aufland Verlag Croustillier

Kenneth Anders wurde 1969 in Naumburg/Saale geboren und wuchs bei Tharandt sowie in Eberswalde auf. Er studierte Kulturwissenschaften, Soziologie und Philosophie in Leipzig und Berlin, verfasste bis 1999 eine Dissertationsschrift im Fach Kulturgeschichte und arbeitete als freier Journalist. 2004 gründete er mit Lars Fischer das Büro für Landschaftskommunikation. Kenneth Anders ist außerdem als Autor und Sprecher tätig.

Alle Rechte vorbehalten.

2015 Aufand Verlag GbR,

Croustillier 20, 16259 Oderaue

aufandverlag.de

Druck: Stephanus Werkstätten Bad Freienwalde

ISBN 978-3-944249-16-2

Vorwort	7
Von Abhängigkeit bis Zielgruppe Nachdenken über Kultur anhand von Stichworten	9
Was heißt und wozu sagt man: Guten Morgen Eberswalde? Ein Gespräch mit Udo Muszynski (2013)	121
Brauchen wir ein Museum? Thesen für die Neukonzeption des Freilichtmuseums Altranft (2015)	131
Totgesagte können sprechen Über Kulturpolitik aus der Perspektive der Provinz	141

Vorwort

Die hier versammelten Texte sind in erster Linie zur Selbstverständigung entstanden, da ich unerwartet in kulturpolitisches Fahrwasser geraten war und mir einiges klarmachen musste, um darin zu bestehen. Insofern handelt es sich eigentlich nur um den Nachvollzug von Dingen, die längst bekannt und auch beschrieben sind. Ich musste aber selbst eine entsprechende Sprache finden, weil mir sonst in den Gesprächen mit politischen Akteuren und mit Kollegen oder Partnern die Trittfestigkeit gefehlt hätte.

Die Aspekte des Raumbezugs von Kultur finde ich relativ selten in der Diskussion, sie sind auch nicht neu, aber ich betone sie stärker als üblich. Deshalb denke ich, dass eine Veröffentlichung der Texte sinnvoll ist, wenn auch die lexikalische Abhandlung von Begriffen einen etwas apodiktischen und vielleicht überpointierten Charakter mit sich bringt, sodass eine geschätzte Kollegin sie sogar als hochnäsiger bezeichnet hat. Auf diese Kritik hin habe ich alles noch einmal durchgesehen und versucht, meine kulturpolitische Nase so weit wie möglich zu senken. Das ist nur teilweise gelungen, denn wer gehört werden will, muss den Kopf heben und deutlich werden,

jedenfalls dort, wo er für sich Klarheit erlangt hat – um dann wiederum den Kopf zu senken, denn dann lässt sich den erhofften Antworten besser zuhören.

Außerdem verweisen die einzelnen Stichworte häufig aufeinander, was zwar die innere Logik der Herangehensweise unterstreicht, zugleich aber die Gefahr der Wiederholung mit sich bringt. Es geht eben immer wieder darum, die Sorgfalt der Menschen im Umgang mit sich selbst in der Kultur zu üben.

Ich danke Lars Fischer und Udo Muszynski für die Hilfe bei der Zusammenstellung der Stichworte sowie nochmals Lars und meinem Vater für die Durchsicht und Korrektur der Texte.

Kenneth Anders, September 2015

Von Abhängigkeit bis Zielgruppe

Nachdenken über Kultur anhand von Stichworten

Abhängigkeit ist eine ambivalente Sache. In der Regel wird ihr Gegenteil gefordert und gefeiert, nämlich Unabhängigkeit, letztere gilt als Voraussetzung für Kunst. Da ist auch etwas dran, die Kunst soll frei sein, die Frage ist nur, in welcher Hinsicht. Viele verwechseln finanzielle Unabhängigkeit mit geistiger Freiheit. Wenn es nur ums Geld ginge, hätten die Schriftsteller, Maler und Komponisten der absolutistischen Epoche kaum etwas Interessantes produzieren können. Niemand ist wirklich unabhängig, ein freier Künstler ist immer noch auf den Markt angewiesen und ob das besser ist, als von der Politik abhängig zu sein, kommt auf den konkreten Fall an. Die Abhängigkeit von öffentlichen Mitteln kann lästig sein, sie kann aber auch als starkes Mandat für die freie Ausübung von Kultur gehandhabt werden und die Kultur in die Mitte der Gesellschaft stellen. Auf dem Markt kann man nicht argumentieren, in der Politik schon. Eine Abhängigkeit von öffentlichen Mitteln kann also zu mehr Freiheit und Unabhängigkeit führen, wenn sie kulturpolitisch vernünftig gehandhabt wird. Allerdings ist es nötig, das auf dem Markt erworbene Moment der Selbstverantwortung, die das Lebensgefühl der freien → Künstler

prägt, auch in der öffentlich geförderten Kultur geltend zu machen. In der Logik von Verwaltungsangestellten, die nur tun, was ihnen gesagt wird, führt die Abhängigkeit von der Politik zum Tod der Kultur. Ein guter Kulturpolitiker kann das nicht wollen, ein guter Kulturakteur sollte es nicht wollen und muss deshalb damit leben, dass ihm bestimmte Sicherheiten versagt bleiben, die die Menschen in anderen Bereichen genießen. Strategische Verbindlichkeit, vernünftige Bezahlung und ein kontinuierliches kulturpolitisches → Gespräch mit der Politik darf er aber durchaus beanspruchen.

Abgeordneter: In Sachen Kultur haben Abgeordnete, ganz gleich auf welcher Ebene sie tätig sind (und insofern gehören hier auch die nach den Kommunalverfassungen zur Verwaltung gehörenden Gemeindevertreter dazu), keine leichte Aufgabe. Sehen wir von der aktiven diskursiven Mitarbeit in → Ausschüssen für Kultur (deren Qualität stark variiert) ab, müssen sie vor allem über die Ausgaben im Kulturbereich entscheiden. Diese betreffen keine klar definierte Pflichtaufgabe, man kann es also nicht den Gerichten überlassen, entsprechende Entscheidungen zu treffen, sondern muss selbst konkurrierende Ansprüche und Argumente abwägen. Das verlangt ein aktives eigenes kulturpolitisches Urteilen. Nach meiner Erfahrung sind viele Abgeordnete mit dieser Aufgabe überfordert, wozu auch die sprachliche Vehemenz der Kulturleute beiträgt, die ihre Forderungen

meist mit rhetorischer Kraft und gewappnet mit vielen einschüchternden Kampfbegriffen vortragen können. Was da alles ins Feld geführt wird: Verrat an unverzichtbarem Kulturerbe, Geschichtsvergessenheit, Preisgabe von Werten, Identitätsblindheit. Gegen solche Geschütze kann man sich nur mit einer sehr genauen Kenntnis der gelebten vielfältigen Kultur behaupten. Da nun einmal nicht alle Abgeordneten über eine solche verfügen, ist es am praktischsten, die Kulturausgaben gleich ganz einzusparen, dann hat man nicht nur mehr → Geld für anderes, etwa für den Sport oder für die Pflichtaufgaben, man hat auch weniger Ärger. Ein solcher Schluss ist natürlich verwerflich. Zur Ehrenrettung der vielen Abgeordneten, die in diesen Auseinandersetzungen stehen, sei deshalb nur gefolgert, dass es hier auch auf die Kulturakteure ankommt, strategisches → Vertrauen in kulturpolitisches Handeln seitens der öffentlichen Körperschaften aufzubauen. Das verlangt allerdings, dass die Museumsdirektoren, Intendanten und Kunsthausleiter von ihren institutionellen Partialinteressen absehen und die gesellschaftlichen Interessen der Region, in der sie wirken, selbst kritisch reflektieren.

Alltag: Kultur, die etwas zum Gedeihen der Gesellschaft beitragen will, sollte ein Fundament im Alltag dieser Gesellschaft haben. Es reicht nicht, sich auf besondere Höhepunkte wie Festivals oder Wettbewerbe zu beschränken. Das hieße nämlich, Kultur wie einen Karneval

zu begreifen, an dem sich alle etwas Tolles anziehen und sich ausnahmsweise einmal was gönnen. Auch der Karneval gehört zur Kultur, aber nicht alle Kultur ist Karneval. Die Fähigkeit von Menschen, ein Kulturfest zu genießen und sich tagelang auf ein dichtes und anspruchsvolles → Angebot einzulassen, nimmt zu, wenn sie auch im Alltag kulturelle Impulse aufnehmen. Wer regelmäßig ins Kino geht und sich dort gezielt bestimmte Filme anschaut, kann schließlich bei einem Filmfest einen ganzen Tag lang mit Gewinn auf die Leinwand sehen, auch wenn die Filme vielleicht schwer bekömmlich sind. Er kann → vergleichen. Fehlt die Kontinuität im Kunstgenuss, wird der Erfolg der Festivals eher in der Anwesenheit von → Prominenz gemessen. Dann verleihen Stars auf der Bühne oder auf dem roten Teppich dem Ereignis Glanz und Besonderheit – und nicht das, was zwischen Künstlern und ihrem → Publikum tatsächlich geschieht. Kulturveranstaltungen im Alltag sorgen nicht nur für eine bessere Untersetzung der Festivals, sie sind ebenso ein wichtiger Indikator für den → Reichtum unserer Lebensführung. Sie durchdringen das Leben zwischen Arbeit, Familie und Freizeit und geben uns die Möglichkeit, auf andere Weise an der Welt teilzuhaben als durch Job, Konsum oder Medien. Zu einem guten Leben sollte der regelmäßige Genuss von Utopie, Tragik und → Humor gehören, und sei es auch in bekömmlicheren Dosen als bei einem Festival, denn im Alltag haben ja alle viel zu tun. Ein Beispiel: „Guten

Morgen Eberswalde“ ist ein Alltagskulturformat, das jeden Sonnabend um 10.30 Uhr zu einer Stunde Kleinkunst, Musik oder Theater auf dem Marktplatz oder im Paul-Wunderlich-Haus, dem Verwaltungssitz des Landkreises Barnim, einlädt. Der Eintritt ist frei, die Vielfalt ist groß, internationale Künstler und regionale Kulturakteure geben sich die Klinke in die Hand. „Guten Morgen Eberswalde“ ist seit seiner Installierung nie ausgefallen, es findet auch Silvester oder an Feiertagen statt. Das als „kulturelle Interventionen in der Innenstadt“ auftretende Format erfreut sich eines kontinuierlich wachsenden Zuspruchs bei den Eberswaldern, was sich nicht nur an den Zuschauerzahlen, sondern auch am Füllstand der Spendenbox ablesen lässt. Jeder größere Ort sollte so etwas haben. (Siehe auch das Gespräch mit Udo Muszynski über „Guten Morgen“ in diesem Buch.)

Anfang: Anfangen ist eine Haltungssache. Es gibt da einen wunderbaren Spruch: *Wo steht das Klavier?* Damit ist gemeint: Lass uns loslegen, sofort, lass uns musizieren, singen, eine → Bühne bauen, ein Bild malen, nicht lange darum herumreden. Der → Mut zum Anfangen ist Teil gelingender Kultur, ohne ihn würden immer die Bedenkenträger gewinnen. Es kann allerdings weh tun, wenn Leute immer nur anfangen oder wenn notwendige Klärungen mit dem Verweis auf die künstlerische Spontaneität abgewürgt werden. Wer so agiert, ist meist gar nicht mehr am Anfang, er müsste vielmehr einmal etwas

abschließen. Um das zu erkennen, braucht man wiederum → Kritik. Außerdem ist der Anfang eine wichtige Instanz in der Kunst, denn Auftritt, Intro, Exposition usw. bestimmen in vielen Fällen die Rezeptionshaltung des → Publikums.

Angebot: Oft wird Kultur in Form von Angeboten gedacht. *Wir müssen den Jugendlichen mehr Angebote machen, die gehen sonst aus der → Provinz weg.* Im Prinzip ist das natürlich richtig, die Menschen sollen nicht zur Kultur verdonnert werden, man kann sie ihnen nur anbieten. Allerdings kann die Provinz in der Angebotslogik letztlich gegenüber den Ballungsräumen nur verlieren, in der großen → Stadt wird immer mehr los sein. Im Sog millionenfacher Reize zum Hingucken, Hinhören und überhaupt zum Konsumieren ist es auch zu unverbindlich, Kultur nur als Angebot zu verstehen. Viel besser lässt sich der Wert von Kultur beschreiben, wenn er die Möglichkeiten für die Menschen beschreibt, sich zu entwickeln und Gestaltungskraft im eigenen Leben zu gewinnen. Dann geht es auf einmal nicht mehr um die bloße Dichte von Diskotheken und Konzerthäusern, sondern um gelingende → Prozesse, zu deren Teilhabe man die Menschen einladen muss.

Ausschuss: Ein parlamentarisches Arbeitsgremium, in unserem Falle zur vorbereitenden und vertiefenden Auseinandersetzung mit kulturpolitischen Fragen und

einer dadurch erhofften Qualifizierung von Beschlussvorlagen. Nach meiner Beobachtung fehlt vielen Kulturausschüssen die nötige Kontinuität im Dialog mit den Kulturschaffenden ihrer Region, sodass ihr parlamentarischer Wirkungsgrad oft gering bleibt. Einerseits liegt das an den Wahlen und den damit verbundenen Wechseln, andererseits liegt es aber auch an oft fehlenden Kriterien für eine erfolgreiche Ausschussarbeit – gerade in Sachen Kultur. Woran misst man die? Wie drückt sie sich aus, wie wird sie öffentlich dokumentiert? Da man das oft nicht weiß, werden bei Experten Kulturentwicklungsplanungen in Auftrag gegeben. Das kann man machen, nur müssten sich die Ausschüsse dann eigentlich immer wieder mit den Aussagen der dabei entstehenden Papiere auseinandersetzen und überhaupt die ganze Diskussion auf Dauer stellen. Da dies selten vorkommt, bleiben Kulturausschüsse oft unter ihren Möglichkeiten.

Avantgarde (Raumpionier): Der Begriff kommt aus dem Militärischen, die Avantgarde drang vor dem großen Heer in das Feindesland vor, kundschaftete den Gegner aus und führte schon mal die eine oder andere Tötung durch. Lenin bezeichnete seine Bolschewiki als politische Avantgarde, ihr stand aus diesem geschichtsphilosophischen Status heraus das Recht zu, die anderen Menschen zu ihrem vermeintlichen Glück zu zwingen. Den künstlerischen Avantgarden des zwanzigsten Jahrhunderts lässt sich ihr vorauseilender Charakter in der

Regel nicht absprechen, sie erkundeten kühn elementare Formen und Sprachen und revolutionierten damit die Ästhetik. Derzeit ist der Avantgardebegriff in die Idee des Raumpioniers eingeflossen und mit ihm auch seine problematischen Implikationen. Die darin steckende Vorstellung, nach der die einen fortgeschrittener sind als die anderen, führt allzu leicht zu einer ungründlichen Sicht auf die vermeintlich Zurückgelassenen. Letztlich ist es Fortschrittsrhetorik. Wenn also jemand tatsächlich den anderen voraus zu sein scheint, sind Rücksicht und Sorgfalt angebracht, auch in der Sprachwahl.

Beifall: Das Klatschen des Publikums zum Ende einer künstlerischen Darbietung, manchmal begleitet von Rufen und Pfiffen, nennen wir Applaus oder Beifall. Kulturwissenschaftler haben hier schon immer kritisiert, dass es sich bei dieser Form der Anerkennung um ein kümmerliches Nadelöhr handelt. Ihr Argument lautet: Früher haben die Menschen zusammen gesungen, heute lassen sie sich etwas vorsingen und die einzige Aktivität, die noch übrig geblieben ist, ist eben der Beifall. Das sei letztlich ein Verlust an kultureller Aktivität. Dieses Problem haben wir oft in unserer modernen Gesellschaft, auch beim Sport zum Beispiel. Statt selbst zu laufen oder zu springen, lassen wir andere laufen und springen und klatschen dann.

Im Hinblick auf die Kultur muss man allerdings sagen, dass wir der künstlerischen Spezialisierung auch

einiges zu verdanken haben. Es ist etwas verlorengegangen, aber es sind auch Dinge hinzugekommen. Zum Beispiel eine Vielfalt an großartiger Kunst, die sich einer Kultur des genauen Zuhörens und Zusehens verdankt.

Wie dem auch sei, Beifall ist nicht gleich Beifall. Er ist ein gruppendynamischer Prozess, in dem die Menschen vorübergehend zu einem Subjekt verschmelzen. Nicht, dass alle einer Meinung sind, aber die Widersprüche und Spannungen, die Begeisterung und Rührung, das alles drücken sie in diesem Moment gemeinsam aus. Früher gab es noch eine ausgeprägte Buh-Kultur, man hat also Künstler, deren Darbietung man schlecht fand, mit Schimpf und Schande von der → Bühne gejagt. Das ist heute selten geworden, es hat sich nur in einigen hochkulturellen Häusern gehalten und das ist vielleicht auch besser so. Denn, so schlecht eine Vorstellung auch sein mag, Buh-Ruf und Respekt sind doch schwer vereinbar.

Auch für die Künstler ist Beifall beileibe nicht immer das Gleiche. Es gibt höflichen Beifall, in dem das → Publikum kein echtes Gefallen, wohl aber eine Anerkennung der Mühe und Arbeit des Künstlers ausdrückt. Es gibt frenetischen Beifall, in dem das Publikum fast eine rauschhafte Begeisterung mitteilt. Es gibt nachdenklichen Beifall und übrigens auch selbstgefälligen Beifall, nämlich dann, wenn die Zuschauer und Zuhörer mehr sich selbst dafür beloben, dass ihnen das gefällt, was da geboten wurde, als dass sie die Künstler loben wollen. Es gibt auch zärtlichen und unsicheren

Beifall. Beifall kann heiter und leicht oder streng und schwer sein.

Der schönste Beifall ist zögernd, tastend, und dann langsam anschwellend. Das Publikum ist nämlich noch so von dem, was ihm da gezeigt wurde, in Bann geschlagen, dass es zunächst ganz vergisst zu applaudieren. Dann aber nimmt der Applaus immer mehr zu und entlädt sich, und die Leute stellen erst dadurch so richtig fest, dass sie nicht allein im Saal waren, dass da auch andere waren und dass es auch denen so sehr gefallen hat. In diesem Moment schwillt der Applaus oftmals ein weiteres Mal an. Der Philosoph Immanuel Kant nennt dies einen Beitritt zum eigenen ästhetischen Urteil, und er meint, das Interessante daran sei gerade, dass man den anderen ja nicht beweisen kann, dass etwas schön ist und dennoch das Gefühl hat, den anderen müsste es auch gefallen, weil es etwas mit uns als Menschen zu tun hat, mit unserer Vernunft und Freiheit. Und wenn die anderen nun also auch beipflichten und von Herzen applaudieren, dann löst sich dieses Bedürfnis ein. Und das macht glücklich.

Beifall richtet sich an Personen und würdigt deren Leistung im Hier und Jetzt. Bei Festivals oder Premieren können auch Filme Beifall erhalten. Bildern, Büchern oder CDs spenden wir dagegen keinen Beifall. Damit entfällt hier eine spontane Möglichkeit, andere vor einem gelungenen Kunstwerk aufzufordern, dem eigenen Urteil beizupflichten und sich so, ohne viele Worte, zu

verständigen. Wer schon häufiger Ausstellungseröffnungen erlebt hat, wird die hier anzutreffende eigenartige Leere kennen, die entsteht, wenn das Publikum keine Möglichkeit hat, eine gemeinsame Reaktion abzugeben.

Bürger: Was hat der Bürger (und natürlich: die Bürgerin) mit Kultur zu tun? Kombiniert man die beiden Worte, kommt „bürgerliche Kultur“ heraus. Ich bin in einer Zeit aufgewachsen, in der die bürgerliche Kultur in Ost und West meistens als etwas Begrenztes und Eingeschränktes, zu Unrecht die Deutungshoheit für die gesamte Gesellschaft Beanspruchendes wahrgenommen wurde, jedenfalls war dies ein weit verbreitetes linkes Vorurteil. Die Kultur des Bürgers konnte ja nicht die Kultur des Arbeiters sein und natürlich auch nicht die Kultur des Afrikaners oder die Kultur der Frau usw. Für diese Auffassung gibt es viele Gründe, aber man kann das Problem damit nicht erschlagen. Vielmehr handelt es sich bei der Qualifizierung von bürgerlicher Kultur als schichtenspezifischer Repräsentation oft um ein unproduktives und allzu oft beabsichtigtes Missverständnis.

Natürlich gibt es die Kultur einzelner Schichten und Klassen, deren Menschen sich durch (ihre) Kultur von anderen abgrenzen wollen. Aber diese Rede von der → Distinktion führt letztlich nur zu ihrer Zementierung. Das ist so wie mit dem Neid: Jedes Mal, da ich ihn diagnostiziere, vergifte ich die Welt ein weiteres Mal. Deshalb bin ich der Interpretation der Welt nach Gesichts-

punkten der ständischen Konkurrenz müde. Auch in unserer Kultur werden natürlich Kaskaden von Arroganz und Geringschätzung gepflegt. Aber *Kultur* und *Bürger* müssen universal gedacht werden, wenn es etwas bringen soll, über sie nachzudenken. Folglich ist hier nicht die Kultur einer Klasse gemeint, sondern die Kultur des Bürgers eines Gemeinwesens, der bestimmte Rechte wahrnimmt und Pflichten anerkennt und den die Dinge in seiner Welt etwas angehen. Wie kann man sich einen solchen Bürger vorstellen? Nun, er hat erst einmal eine bestimmte Kultur, und mit der hat es eine Bewandnis.

Wir leben in einer sich ausdifferenzierenden Gesellschaft. Sie hat z. B. den Beruf des Sachbearbeiters hervorgebracht, ein Tätigkeitsbild als totales Abstraktum, weil sich die sozialen Interaktionen so weit verästelt haben, dass es müßig wird, die Sache, die da bearbeitet wird, genauer zu qualifizieren. Die einen sind Mediziner, die anderen Mechatroniker oder Lehrer. In ihren Teilsystemen werden die Menschen frühzeitig absorbiert: Durch abgeschottete Wissensuniversen, durch Karrieren und Berufshierarchien, durch spezifische Anforderungen. Jeder weiß, dass eine Gesellschaft, in der jeder nur für seinen zuständigen Bereich Interesse zeigt, nicht funktionieren kann. Hier kommt der Bürger ins Spiel – er hat sein Interesse für das Leben, seine → Empathie und Offenheit in Form einer allgemeinen gesellschaftlichen Aufmerksamkeit kultiviert. Er lässt sich ansprechen und versucht zu antworten.

Der Satz „Ich interessiere mich nicht für Politik“ ist mit der Idee des Bürgers unvereinbar. Wir müssen über den Tellerrand unserer beruflichen und privaten Suppe schauen auf das, was um uns ist, was die Spielregeln unseres Zusammenlebens betrifft und diese Komplexität in unserem Leben gestaltend aufnehmen. Sonst können wir nicht wahrhaftig leben und werden borniert. Borniert ist, wer seine eigene Verstricktheit in die Welt und ihre Widersprüche leugnet, um seines eigenen kleinen Friedens willen. Man prangert z. B. den heimischen Braunkohleabbau an, will aber nicht wissen, dass zur gleichen Zeit Dörfer in Kolumbien überbaggert werden, weil die dortige Kohle für die Grundlast unserer Netze genutzt wird. Bürger sollten versuchen, nicht borniert zu sein.

Ich finde, über diese Anforderungen an einen Bürger – im Sinne eines integren Staatsbürgers – wird im Moment zu wenig gesprochen. Sie sind nämlich offensichtlich keine Selbstverständlichkeit.

Das Interesse an der Welt nimmt seinen Anfang in der Sorgfalt der eigenen Lebensführung, im Selbsterhalt. Sebastian Haffner hat in seiner „Geschichte eines Deutschen“ einmal geschrieben, dass ihm diese Herausforderung an die bürgerliche Kultur erst in der englischen Emigration richtig aufgegangen ist, obwohl doch eigentlich ein reiches Lebenspanorama darin steckt. Bürgerlich sein bedeutet demnach nicht nur, sich für Politik zu interessieren, sondern auch Freunde zu haben, Sport zu treiben, Musik zu hören, zu lesen und gutes Essen zu

mögen. Durch diese vielen Dinge kultivieren wir unsere Vorstellungen des guten Lebens und wir erhöhen die Chance, in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung nicht zu verkümmern. Die Deutschen, so Haffner, haben den Fehler gemacht, all diese bürgerlichen Tugenden als unwesentliche Privatsache abzuqualifizieren. Das habe letztlich ihre persönliche Eigenständigkeit und auch ihr Urteilsvermögen ruiniert – und sie in die Hände der Nazis getrieben. Ich finde, das ist ein interessanter Gedanke. Und ich meine, er muss sogar noch erweitert werden.

Denn in das bürgerliche Interessensgebiet sollte meines Erachtens auch die Gegend gehören, in der wir leben. Bürger, so meine These, können nur an einem bestimmten → Ort tatsächlich Bürger sein. Wir reden von Weltbürgern, aber es gibt nur wenige, die es wirklich in dem beschriebenen Sinne sind, vielleicht der UNO-Generalsekretär. Die meisten sind *Weltenbummler*. Sie sind wohl viel auf dem Erdball unterwegs, aber es geht sie nicht unbedingt etwas an, was da, wo sie sich nun einmal gerade aufhalten, alles los ist.

Nehmen wir z. B. an, man ist in einer tunesischen Kleinstadt und in der Nachbarstraße brennt es. Naja, da wird es doch wohl eine Feuerwehr geben, oder? Das müssen die Leute schon selber klären hier. Ja, eben: *die Leute* und *hier*. Bürger sind jene Leute, die sich *hier* verantwortlich verhalten. Anders funktioniert es nicht. Natürlich müssen wir uns auch für die Dinge in der weiten Welt interessieren, immerhin tragen wir Hemden aus